

ZWISCHEN SINNLICHER LEIDENSCHAFT, ZARTER POESIE UND
SCHMERZLICHER WAHRHEIT ERZÄHLT „IM FEUER DER
FLÜSTERNDEN NÄCHTE“ DIE GESCHICHTE ZWEIER LIEBENDER,
DIE SICH IN DER TIEFE IHRER SEHNSUCHT VERLIEREN – UND
VIELLEICHT GERADE DARIN SELBST FINDEN.

sant'anna toskana

Im Feuer der
flüsternden
Nächte

EIN ROMAN VON
MICHAEL THUMA

Sant'Anna Toskana – Im Feuer der flüsternden Nächte

Über den Autor

Michael Thuma (1969) arbeitet als freier Mental Coach, Unternehmer, Speaker, Autor und E-Book Produzent.

www.peaktradingpsychology.com & www.locanda-santanna.it

Sant'Anna Toskana - Im Feuer der flüsternden Nächte

Michael Thuma, MBA

Widmung

Gewidmet allen
„Toskana und Maremma
Eroberern und Genießern“

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Dankbarkeit	12
1 Kapitel – Ein Hauch von Herbst in deinem Blick.....	14
2 Kapitel – Vertraute Hände, fremde Schatten.....	17
3 Kapitel – Der Duft von Lavendel und Lust	23
4 Kapitel – Ein Biss in die Unschuld	28
Kapitel 5 – Im Sog deiner Haut.....	33
Kapitel 6 – Wenn Worte zu Berührungen werden.....	39
Kapitel 7 – Die Kunst, sich langsam zu verlieren	45
Kapitel 8 – Zwischen Seide und Sehnsucht	51
Kapitel 9 – Und deine Stille sagte meinen Namen	57
10 – Ein letzter Tanz im Weinberg	62
Kapitel 11 – Mit dir in den Zwischenräumen	69
Kapitel 12 – Der Garten unserer Ekstase	75
Kapitel 13 – Verbotene Fenster, offene Körper.....	83
Kapitel 14 – Gedichte auf der nackten Haut	90
Kapitel 15 – Risse im Morgen danach	96
Kapitel 16 – Von Zärtlichkeit zerrissen	103
17 – Der Weg durch dein Beckenland	110
Kapitel 18 – Wenn Liebe weh tut und heilt.....	118
Kapitel 19 – Ein letzter Tanz im Weinberg	125
Kapitel 20 – Rückkehr in den leisen Morgen.....	132
Epilog – Zwischen den Jahreszeiten.....	139
Nachwort.....	142

*„Zwischen sinnlicher Leidenschaft,
zarter Poesie und schmerzlicher Wahrheit
erzählt „Im Feuer der flüsternden Nächte“*

*die Geschichte zweier Liebender, die sich
in der Tiefe ihrer Sehnsucht verlieren – und
vielleicht gerade darin selbst finden.*

Vorwort und Dankbarkeit

*Manche Geschichten flüstern, ehe sie gesprochen werden.
Sie leben zwischen Berührungen, die nie ganz vergessen wurden,
in Blicken, die zu lange ausharren,
und in Momenten, die nicht mehr sein dürfen – aber trotzdem
sind.*

*Dieser Roman ist eine Fortsetzung von
„Im Schatten der leisen Wege“
aber nicht im Sinne von „weitererzählt“.
Vielmehr ist er ein tieferes Eintauchen.
In das, was nicht gesagt wurde.
In das, was vielleicht nie gesagt werden kann.*

*Es geht um Nähe, die brennt.
Um Körper, die sprechen, wenn Worte versagen.
Um Liebe, die sich nicht als Gefühl, sondern als Feuer zeigt.
Und um die Poesie, die zwischen zwei Hautflächen entsteht –
wenn zwei Menschen sich nicht nur begegnen,
sondern sich verlieren, um sich neu zu finden.*

*Ich lade dich ein, durch diese Seiten zu wandern.
Barfuß. Offen.
Bereit, dich von der Flamme berühren zu lassen.*

Michael Thuma

Sant’Anna, im Sommerwind

Mein tiefster Dank gilt den Menschen, die an mich geglaubt haben, selbst dann, wenn ich es selbst nicht konnte. Den Mentoren, Wegbegleitern und Freunden, die mich ermutigt haben, meine Erfahrungen und Erkenntnisse zu teilen.

Euer Vertrauen, eure ehrlichen Worte und eure konstruktive Kritik haben mich wachsen lassen – als Unternehmer, Mental Coach, Trader, Autor, Speaker und insbesondere als Mensch. Besonders danke ich meiner Familie und meiner Tochter Antonia und meinen engsten Vertrauten, die mit Geduld, Verständnis und manchmal auch liebevoller Hartnäckigkeit hinter mir standen.

Ohne euch hätte es dieses Buch nicht gegeben. Dieses Buch ist nicht nur das Ergebnis meiner persönlichen Reise, sondern auch ein Spiegel all der Impulse, Gespräche und Inspirationen, die ich durch euch erfahren durfte. Es ist das Echo aller jener Stimmen, die mir Mut gemacht haben, meinen eigenen Weg zu gehen.

Danke, dass ihr mich ermutigt habt, meine innere Stimme zu finden.

Dieses Buch gehört euch – von Herzen.

1 Kapitel – Ein Hauch von Herbst in deinem Blick

Der September hatte sich heimlich über die Hügel gelegt.
Nicht laut, nicht stürmisch – sondern wie ein Liebhaber, der weiß, dass seine Zeit begrenzt ist.
Die Sonne stand noch warm über den Feldern, doch die Luft trug schon das Versprechen von Abschied.
Ein leichter Geruch von Erde, Feigen und reifen Oliven lag über Sant'Anna.

Sie stand am Fenster der alten Küche.
Das Licht fiel durch die halb geöffneten Läden, tanzte auf ihrer Schulter, als wolle es sie streicheln.
Ihr Haar – ungebändigt, leicht verknotet vom Schlaf – fiel ihr über die linke Brust, und sie bemerkte nicht, dass ihr Hemd leicht verrutscht war.
Es war dieser Anblick, der ihn traf. Nicht wie ein Blitz, sondern wie ein Echo:
Etwas längst Vertrautes, das zurückgekehrt war – aber anders.

„Du bist still geworden“, sagte sie leise, ohne sich umzudrehen.

Er trat näher. Die Holzdielen unter seinen nackten Füßen knarrten wie Zeugen.

„Ich höre dir zu“, antwortete er.

„Ich habe nichts gesagt.“

Sie drehte sich langsam um, und da war er – dieser Blick.
Goldgrün, wie die ersten Blätter, die sich färben.
Ein Hauch von Herbst, mit einem Versprechen, das man nicht ganz versteht.
Wärme. Melancholie. Und etwas, das ihn ganz tief berührte.

Er berührte vorsichtig ihr Handgelenk.
„Du trägst den Herbst in den Augen“, sagte er.
Sie lächelte kaum merklich.
„Und du hast ihn mitgebracht.“

Dann war für einen Moment alles still.
Kein Wind, kein Geräusch aus der Ferne.
Nur die beiden – in einem Raum, der sich plötzlich wie ein eigenes Universum anfühlte.

Er zog sie sanft zu sich. Kein Kuss, kein Erobern. Nur Nähe.
Sein Mund berührte ihre Stirn, dann ihre Wange.
Sein Atem streifte ihren Hals.

Ihre Finger wanderten zögerlich unter sein Leinenhemd.
Nicht aus Gewohnheit, sondern aus Erkundung.
Als wäre er neu. Als wäre alles neu.
Und zugleich ein Wiederfinden von etwas, das nie ganz verloren war.

„Ich habe dich vermisst“, flüsterte sie.
Er schwieg. Legte seine Stirn an ihre.
Und in diesem Moment wusste sie, dass auch sein Schweigen ein Bekenntnis war.

Sie blieben so stehen – für eine Ewigkeit oder für einen Atemzug.
Die Welt draußen drehte sich weiter, doch Sant’Anna hielt sie fest.
Zwischen Olivenzweigen und steinernen Mauern.
Zwischen Morgensonne und Erinnerungen.

Zwischen einem Hauch von Herbst –
und dem Versprechen einer flüsternden Nacht.

2 Kapitel – Vertraute Hände, fremde Schatten

(Seine Perspektive)

Er war früh aufgewacht.

Noch vor dem ersten Licht, das sich zögerlich durch die Holzläden tastete.

Sie atmete ruhig neben ihm. Auf der Seite liegend, ein Knie leicht angezogen, der Rücken leicht gekrümmt wie ein Fragezeichen.

Er hätte sie berühren können.

Ihr die Haarsträhne aus dem Gesicht streichen.

Die Stelle küssen, wo Schulter in Nacken übergeht.

Stattdessen blieb er liegen – reglos – als würde eine einzige Bewegung sie vertreiben.

Wie ein scheues Tier.

Wie eine Erinnerung, die sich nicht greifen lässt.

In der Stille hörte er sein eigenes Herz.

Langsamer als sonst. Schwerer.

Was war das hier?

Ein Neuanfang? Eine Illusion?

Oder einfach nur ein Moment, der bleiben wollte – ohne Versprechen?

Gestern war sie zurückgekommen.

Nicht mit Koffern, nicht mit Worten.

Nur mit einem Blick, der ihn mitten ins Herz traf.

Ein Blick, der mehr wusste als er selbst.

Jetzt war sie da.

Und doch nicht ganz.

Er stand auf, zog sich ein schlichtes T-Shirt über, trat barfuß hinaus in den Flur.

Sant'Anna war noch still. Nur ein Vogel, der in der alten Eiche sang.

Ein Duft von Rosmarin und warmem Stein lag in der Luft.

In der Küche bereitete er Kaffee zu. Langsam. Bedacht.

Als er zwei Tassen auf den Tisch stellte, hörte er leise Schritte hinter sich.

(Ihr Perspektivwechsel)

Sie hatte ihn schon vorher gespürt.

Noch bevor er sich bewegte.

Sein Atem, seine Gedanken – sie waren fast körperlich für sie.

Zu lange hatte sie gelernt, seine Stille zu lesen.

Als er aufstand, war sie ganz wach.

Doch sie blieb liegen, die Augen halb geschlossen, und lauschte. Seinen Schritten.

Dem Wasser, das in die Kanne lief.

Dem Knacken des alten Fensters.

Seinem Schweigen.

Sie wusste, er dachte.

Er war einer, der nie einfach nur „tat“.

In ihm lebten hundert Spiegel.

Und manchmal spiegelte sie sich darin –
und manchmal verlor sie sich.

Sie trat barfuß in die Küche.

Sein Rücken war ihr vertraut.

Breit, still, fast schützend.

Sie sah, wie er die Tassen hinstellte. Ohne Hast.
Er drehte sich um –
und in seinem Blick lag etwas, das sie fürchtete:
Zärtlichkeit. Und Angst.

„Schlaf gut?“, fragte er leise.

Sie nickte.
„Ich habe von dir geträumt.“
Dann biss sie sich auf die Lippe, als hätte sie zu viel gesagt.

Er lächelte nicht. Er trat nur näher.
Langsam.
Wie jemand, der weiß, dass jeder Zentimeter zählt.

„Und war ich freundlich zu dir?“
Seine Stimme war sanft. Tief.
Sie hob den Blick.
„Du warst wild. Und traurig.“

Er schwieg.

Dann berührte er ihre Hand.
Zuerst nur mit den Fingern.
Zögerlich.
Wie bei einem ersten Mal.

Doch es war kein erstes Mal.
Es war das erste Mal *nach dem Zerfall*.

Sie ließ ihn gewähren.
Ihre Finger fanden die seinen.

Er zog sie zu sich –
und diesmal küsste er sie.

Nicht schüchtern. Nicht flüchtig.
Ein Kuss, der fragte:
Bist du noch da?
Ein Kuss, der antwortete:
Ja. Noch.

Die Kaffeetassen blieben unberührt.

(Wechsel zur körperlichen Szene – aus beiden Blicken)

Er hob sie wortlos auf den alten Holztisch.
Das Licht des Morgens fiel golden auf ihre Haut.
Sie spürte seine Hände auf ihrer Taille, seinen Mund an ihrem Hals.
Ihr Atem ging schneller.
Nicht aus Hast. Sondern aus diesem Moment, in dem die Welt innehält, weil zwei Körper sich erinnern.

Sie öffnete langsam die Knöpfe seines Hemdes.
Streifte mit den Fingerspitzen seine Brust, seine Schultern.
Er küsste sie unterhalb der Brust.
Zart. Fast ehrfürchtig.

Als sie sich ihm öffnete, war es nicht nur Lust.
Es war etwas Ursprüngliches.
Ein Suchen. Ein Verlieren.
Ein Wiederfinden in der Hitze ihrer Körper.

Er spürte ihr Zittern.
Nicht nur durch Erregung.
Auch durch Angst.

„Ich bin hier“, flüsterte er.
Sie antwortete nicht – aber ließ ihn weiter in sie hinein.

Die Welt draußen begann langsam zu erwachen –
aber in der Küche von Sant’Anna wurde es stiller.

Ein Rauschen im Kopf.
Ein Beben in der Mitte.
Ein Zittern zwischen Beinen und Herz.

Als sie sich entluden, war es kein Schrei.
Es war ein Atemzug.
Lang. Tief.
Wie der Wind, der durch die Olivenbäume geht, wenn der Sommer sich verbeugt.

(Danach – ihre Gedanken)

Sie lehnte sich an ihn.
Der Tisch unter ihr war rau, aber sie spürte ihn kaum.
Sein Herz schlug gegen ihren Rücken.
Regelmäßig. Stark.
Wie früher.

Doch was war schon „früher“?

„Ich will keinen Fehler machen“, flüsterte sie.

Er sagte nichts.

Doch seine Arme um sie waren Antwort genug.

3 Kapitel – Der Duft von Lavendel und Lust

(Am Abend desselben Tages)

Die Sonne hatte sich wie glühender Honig über die Hügel gegossen,
und der Himmel brannte in Tönen von Aprikose, Wein und Asche.
Er saß allein auf der Bank vor dem alten Stall,
die Hände um ein Glas Rotwein, und der erste Lavendelduft des
späten Sommers stieg ihm in die Nase – süß, betörend, fast zu
viel.

Sie war drinnen.
Seit einer Stunde.
Oder länger?

Er hatte nicht gefragt.
Hatte sie gelassen.
Aber in ihm tobte es.

Nicht wegen ihr.
Sondern wegen dem, was sie auslöste.
Altes.
Unverarbeitetes.
Diese tiefe, scharfe Angst, dass Nähe nur geliehene Zeit ist.

Der Wein schmeckte heute bitter.

Warum ist es einfacher, nackt zu sein als ehrlich?

Warum fällt es leichter, zu begehren – als zu vertrauen?

Er hörte die Tür.
Langsam.
Zögerlich.

Sie trat hinaus – barfuß, im langen Leinenkleid.
Der Abendwind spielte mit dem Stoff,
und für einen Moment sah sie aus wie jemand aus einem alten
Film.
Ein Schatten ihrer selbst.
Und zugleich mehr denn je: da.

„Du bist abwesend“, sagte sie leise.

„Ich denke nur.“

„An uns? Oder an das, was war?“

Er schwieg.

Sie trat näher. Setzte sich neben ihn.
Ihre Nähe war wie ein Beben.
Angenehm und gefährlich zugleich.

„Du willst mich, das spüre ich.
Aber du ziehst dich zurück, kaum dass wir uns berühren.
Du hast mich heute Morgen angesehen –
als wäre ich aus Glas.
Schön, aber zerbrechlich.
Und ich will nicht zerbrechen – nicht wieder.“

Er drehte sich zu ihr.
„Du bist nicht aus Glas.“

Du bist wie Lavendel.
Du wächst selbst auf steinigen Böden.“

Sie lachte bitter.
„Schöne Worte, Markus.
Aber Worte haben mir früher schon das Herz gebrochen.“

Er sah ihr in die Augen.
Und zum ersten Mal seit langer Zeit ließ er alles fallen.

„Ich habe Angst, dass du wieder gehst.
Dass wir wieder verlieren, was wir gerade berühren.
Weil wir nicht wissen, was wir sind.“

„Und weil du es nicht wagst, es herauszufinden?“
Ihre Stimme war leise.
Aber ihre Augen flackerten.

„Ich habe dich geliebt, als ich mich selbst kaum spüren konnte.
Und jetzt... jetzt komme ich zurück und weiß nicht, ob ich dich da
noch finde.
Oder nur dein Spiegelbild.“

Es war still.
Zu still.

Dann legte sie ihre Hand auf sein Knie.
Fingernägel lackiert in zartem Bordeaux, ein Hauch von Lavendel
an ihrem Puls.

„Dann frag mich“, sagte sie.
„Aber schau mich dabei an. Nicht durch mich hindurch.“

Er holte tief Luft.

„Was willst du, Clara?

Was suchst du hier – bei mir, in diesem alten Haus,
zwischen den Trümmern von uns?“

Sie schluckte.

„Ich suche... Frieden.

Und das, was wir fast verloren haben.

Ich suche einen Ort, an dem ich nicht stark sein muss.

Einen Mann, der mich nicht nur liebt, wenn ich leuchte –
sondern auch, wenn ich brenne.“

Tränen standen ihr in den Augen.

Er streckte die Hand aus, wischte sie nicht weg,
sondern ließ sie fließen.

Ihre Tränen waren keine Schwäche.

Sie waren Mut.

Dann küsste er sie –

nicht mit der Lust des Morgens,
sondern mit der Verzweiflung eines Mannes,
der endlich verstanden hatte,
dass Liebe kein Spiel ist,
sondern ein Risiko.

(Später, im Bett, ihre Gedanken)

Er schlief.

Der Atem ruhig, die Stirn entspannt.

Sie sah ihn an.

Lange.

Und dachte: *Vielleicht reicht das nicht. Aber vielleicht ist es genau das.*

Sie wusste nicht, ob sie bleiben konnte.

Aber sie wusste, dass sie ehrlich war.

Zum ersten Mal seit Jahren.

Und das war ein Anfang.

4 Kapitel – Ein Biss in die Unschuld

Rückblick – Claras Perspektive, 4 Jahre zuvor

Damals war es der Juni.

Einer dieser frühen Sommermonate, die noch nicht wissen, ob sie schon reif sind oder noch träumen.

Die Tage waren lang, die Nächte lau – und alles roch nach Versprechen, die sich noch nicht entscheiden wollten, ob sie gehalten oder gebrochen werden wollten.

Sie war alleine gereist.

Nicht aus Mut, sondern aus einem inneren Aufruhr, den sie nicht benennen konnte.

Irgendetwas in ihr wollte atmen. Laut. Ganz.

Und nicht länger nach den Rhythmen anderer tanzen.

Sant’Anna war damals noch ein halber Ort.

Ein verlassenes Steinhaus mit zerbrochenen Fensterläden, der Duft von altem Holz und verblichenem Leben.

Aber er war da.

Markus.

Er hatte sie empfangen wie jemand, der selbst überrascht war, dass sie wirklich kam.

Er trug ein zerknittertes weißes Hemd, eine Leinenhose, und in seinen Augen lag dieser seltsame Mix aus Müdigkeit und Magie.

„Du bist wirklich Clara?“, hatte er gefragt.

Und sie hatte gelächelt, fast trotzig.

„Ich weiß es manchmal selbst nicht.“

Die Tage waren voller Schweigen.

Kein unangenehmes. Sondern das gute Schweigen,
das zwischen Menschen lebt, die nichts beweisen müssen.

Sie schrieb in ihr Notizbuch.

Er arbeitete draußen, zwischen alten Mauern, Olivenbäumen
und Ideen.

Und doch war da etwas zwischen ihnen.

Nicht laut. Nicht aufdringlich.

Aber spürbar.

Ein Blick zu viel.

Ein Lächeln, das länger blieb.

Ein Glas Rotwein, das abends geteilt wurde –
und das leise Klirren, wenn ihre Finger zufällig dieselbe Flasche
berührten.

Es war am dritten Abend, als alles kippte.

Der Himmel war violett, der Wind weich.

Sie trug ein schwarzes Kleid, das sie fast nie anzog.

Nicht weil es teuer war –

sondern weil sie sich darin wie jemand fühlte, der sie sein wollte,
aber nicht immer sein durfte.

Er hatte gekocht.

Irgendetwas mit Thymian und gebratenen Aprikosen.

Der Tisch stand draußen, mit Kerzen in alten Einmachgläsern.

Und er hatte sie angesehen – nicht wie einen Gast.

Sondern wie eine Frau.

„Ich weiß nicht, wer du bist, Clara“, sagte er,
„aber du bringst mich durcheinander.“

Sie hatte das Besteck weggelegt.

Ihn angesehen.

„Ich weiß nicht, wer ich sein will“, flüsterte sie,
„aber bei dir vergesse ich es manchmal.“

Dann war es passiert.

Kein klassischer Kuss.

Sondern ein langsames Näherkommen.

Ein Zögern.

Ein Berühren der Wange, des Mundwinkels, der Stirn.

Und dann: ein Kuss, der brannte.

Nicht weil er wild war –

sondern weil er genau in dem Moment kam,

in dem sie ihn am meisten brauchte.

Und am wenigsten zugeben konnte.

Sie hatten sich nicht entkleidet wie Liebhaber.

Sondern wie zwei Menschen, die sich heimlich auf der Haut
schreiben wollen.

Er hatte sie an der alten Steinwand geliebt.

Mit Händen, die tasteten, nicht forderten.

Mit Lippen, die fragten.

Und einem Biss in ihre Schulter –

leicht, verspielt, aber mit einer Tiefe, die sie traf wie ein Blitz.

Später, als sie in den alten Laken lagen,
hatte sie ihn gefragt:
„Warum gerade ich?“

Er hatte geantwortet:
„Weil du atmest wie jemand, der zu lange geschwiegen hat.“

Am nächsten Morgen war sie gegangen.

Nicht weil sie nicht bleiben wollte.
Sondern weil sie Angst hatte,
dass dieses „Bleiben“ mehr von ihr fordern würde als jede
Flucht.

Sie hinterließ ihm einen Zettel:
*„Vielleicht ist das, was ich mit dir fühlte, nur ein Anfang.
Oder ein letztes Aufbäumen.
Aber danke, dass du mich gespürt hast – als wäre ich echt.“*

Sie stieg in den Zug,
sah aus dem Fenster in das goldene Licht,
und weinte nicht.

Doch seitdem trug sie ihn in sich –
wie ein Lavendelfeld, das in ihr wuchs,
auch wenn alles andere längst verblasst war.

Zurück in der Gegenwart

Sie blickte ihn an,
jetzt – vier Jahre später –
wie man einen Ort wiederfindet, den man nie vergessen hat.

Und doch wusste sie:
Nicht das Haus hatte sich verändert.
Nicht der Mann.

Sondern sie selbst.

Kapitel 5 – Im Sog deiner Haut

Claras Perspektive – Gegenwart, Rückzug, Selbstkonfrontation

Sie hatte sich in das kleine Gästezimmer zurückgezogen.
Nicht aus Wut. Nicht aus Trotz.
Sondern weil sie atmen musste.

Nicht in seiner Nähe.
Nicht mit seinem Duft auf ihrem Körper.
Nicht mit der Erinnerung an seine Lippen zwischen ihren Beinen.
Sondern allein.
Ganz.

Die Tür ließ sie angelehnt.
Nicht aus Schwäche – sondern weil sie das Geräusch nicht ertragen hätte,
wenn das Holz ins Schloss gefallen wäre.
Es wäre ein Symbol gewesen.
Und davon hatte sie schon zu viele.

Sie setzte sich auf das breite, steinerne Fensterbrett.
Draußen glitten die letzten Strahlen der Sonne wie goldene Fäden über die Felder.
Im Olivenhain bewegte sich kaum ein Blatt.
Nur eine Eidechse huschte über das Mauerwerk,
schnell, flüchtig – so, wie sie sich manchmal selbst fühlte.

Sie nahm ihr altes Notizbuch.
Das schwarze mit dem Stoffeinband,

vergilbten Seiten und den Tintenklecksen,
die von Zugfahrten, Cafés, Hotelbetten zeugten.

Auf Seite 23 war ein Eintrag vom **4. Juli vor vier Jahren.**

Die Nacht nach Sant'Anna.

Die Nacht, nach der sie **nicht** geblieben war.

„Ich hätte bleiben können. Ich hätte bleiben sollen.

Aber ich war zu feige, ihn wirklich zu lieben.“

Sie schloss die Augen.

Warum bist du damals gegangen, Clara?

Wirklich?

Weil du Angst hattest, dass es weh tut?

Oder weil du tief in dir wusstest, dass du es nicht wert warst, geliebt zu werden?

Er hatte dich angesehen, als wärst du ein Gedicht.

Nicht das leicht Reimende –

sondern das, was zwischen den Zeilen lebt.

Und das hast du nicht ausgehalten.

Weil du gelernt hattest, dass man dich verlässt,

bevor du ganz du wirst._

Ihre Finger fuhren langsam über ihren Unterarm.

Dort war die Narbe.

Nicht sichtbar – aber spürbar.
Ein Schnitt, den niemand je gesehen hatte.
Nicht mit einem Messer, sondern mit Worten.

Sie erinnerte sich an **ihren Vater**.
An seine Wut.
An das Schweigen.
An die leeren Teller, die wie kleine Schlachtfelder auf dem Tisch
standen.

„Wer sich lieben lässt, wird schwach, Clara.
Und Schwäche frisst Respekt.“

Dieser Satz hatte sich eingebrannt.
Wie heißes Eisen.

Markus hatte nichts von alldem gewusst.
Nicht damals.
Nicht heute.

Aber konnte sie ihm überhaupt begegnen,
solange sie sich selbst nicht wirklich angesehen hatte?

Sie stand auf.
Ging langsam zum Spiegel, der im Flur stand.
Der Rahmen war aus dunklem Olivenholz,
und das Glas leicht gewellt –
man sah sich nicht klar darin.
Sondern wie durch Wasser.

Sie betrachtete sich.

Die Falten, die in den letzten Jahren gekommen waren.

Die dunklen Ringe unter den Augen.

Die leichte Linie zwischen den Brauen.

Du bist nicht mehr das Mädchen, das gegangen ist.

Aber bist du die Frau, die jetzt bleiben darf?

Sie hatte sich so lange angepasst, gefügt, verformt,
dass sie nicht mehr wusste, ob sie ein „Ich“ hatte –
oder nur eine Sammlung von Reaktionen war.

Aber dann war da sein Blick.

Heute Morgen.

Heute Abend.

Diese Mischung aus Hunger und Hoffnung.

Diese Stille zwischen zwei Menschen, die mehr wussten, als sie
sagten.

Clara trat ans Fenster, ließ die Nacht auf sich wirken.

Sie erinnerte sich an ihren Traum, letzte Woche:

Sie stand in einem Lavendelfeld –

aber der Boden darunter war aus Glas.

Und jedes Mal, wenn sie einen Schritt machte,
knackte es leise.

Bis sie schließlich nicht mehr wusste,
ob sie den Duft liebte oder nur die Angst davor, einzubrechen.

Jetzt verstand sie:

**Die Entscheidung, die sie damals traf, war nie nur „wegzuge-
hen“.**

Es war die Entscheidung,
sich selbst klein zu halten.
Nicht, weil sie wollte.
Sondern weil sie glaubte, dass Liebe nur anderen zustand.

Markus war nicht ihr Retter.
Er war nicht ihre Therapie.
Aber er war ein Ort.

Ein Ort, an dem sie beginnen konnte –
nicht neu, sondern *wahr*.

Sie nahm das Notizbuch, riss Seite 23 heraus.
Zündete sie an der Kerze auf dem Fensterbrett an.
Sah zu, wie die Flamme tanzte,
wie die Schrift verglühte.

Nicht, um zu vergessen.
Sondern um neu zu schreiben.

Und dann – nach Minuten der Stille –
trat sie zurück in den Flur.

Die Tür zu seinem Zimmer war noch offen.
Er saß am Bett, den Rücken zu ihr.
Hörte Schritte.

Sie sprach leise:
„Markus... ich bin damals gegangen, weil ich mich selbst nicht
aushielt.
Aber heute – heute will ich nicht mehr vor mir fliehen.

Wenn du willst...
bleibe ich.
Aber nicht als Gast.
Sondern als Frau, die sich endlich erinnern will, wer sie ist.“

Er drehte sich langsam um.
Und lächelte.
Nicht als Mann, der sie empfängt.
Sondern als Mann, der verstanden hat, dass Liebe manchmal einen Umweg braucht.

Kapitel 6 – Wenn Worte zu Berührungen werden

Gegenwart – beide Perspektiven im Wechsel

Der Morgen war still.
Nicht das bedrohliche Still –
sondern das liebevolle, das zwischen zwei Menschen lebt,
die nicht mehr fliehen wollen.

Clara erwachte in seinen Armen.
Ihr Kopf an seiner Brust,
seine Hand in ihren Haaren.

Für einen Moment glaubte sie,
ihr Herz könne diesen Frieden nicht fassen –
weil es ihn verlernt hatte.

„Du atmest wie jemand, der heimgekommen ist“, murmelte er,
noch halb schlafend.

Sie hob den Kopf, sah ihn an.
Seine Augenlider zuckten leicht, ein Anflug von Lächeln.
Sie küsste ihn leise auf die Schulter.

„Ich wusste nie, dass es ein Zuhause in einem Menschen geben
kann.“

Später saßen sie in der Küche.
Die Fenster weit offen,
der Duft von Kaffee und frischem Brot vermischte sich mit dem
von warmem Stein und Rosmarin.

Markus schnitt Aprikosen, Clara bereitete Rührei mit Pecorino.
Sie sprachen kaum.
Und das war neu –
weil es kein Schweigen war, das füllte, sondern eines, das frei-
ließ.

Ab und zu berührten sich ihre Hände.
Nicht zufällig.
Nicht absichtlich.
Einfach: weil sie es konnten.

Markus hatte gerade die Tassen abgeräumt,
als es an der Tür klopfte.

Nicht laut.
Aber bestimmt.

Er drehte sich um, Clara hielt inne.
Ein kurzer Blick zwischen ihnen –
diese unausgesprochene Frage:
Wer weiß, dass wir hier sind?

Markus ging zur Tür.

Er stand da.

Mit einer Umhängetasche,
Sonnenbrille im Haar,
einem verschlissenen Leinenhemd und
diesem Lächeln, das zu viele Bedeutungen hatte.

Alex.

Sein früherer Freund.
Manchmal Bruder,
manchmal Schatten.

„Ciao, fratello. Noch so schön hier wie in meinen Erinnerungen.“

Markus erstarrte.
Clara trat hinter ihn.
Und ihr Herz rutschte in die Kniekehlen.

Sie kannte Alex.

Aber Markus wusste das nicht.

Ein Sommer in Rom.
Ein Atelier.
Zwei Nächte.
Ein Brief, den sie nie abgeschickt hatte.

Alex sah sie.
Und für einen Moment blitzte Überraschung in seinen Augen auf.
Aber er war zu geübt, zu charmant, um sie zu zeigen.

„Clara. Wie... interessant.“

Markus sah abwechselnd auf Alex, dann auf Clara.
„Ihr kennt euch?“, fragte er ruhig.
Zu ruhig.

Clara trat nach vorne.
Ihre Stimme war fest, obwohl ihre Knie zitterten.

„Wir haben uns vor Jahren in Rom begegnet.
Es war... flüchtig.“

Alex lachte.

„Flüchtig – wie ein Gewitter auf heißem Pflaster.“

Warum tust du das, Alex?

Markus sagte nichts.

Er ließ sie beide stehen und ging zurück in die Küche.

(Markus Perspektive)

Seine Hände zitterten leicht,
als er die Tassen in die Spüle stellte.
Nicht vor Eifersucht.
Nicht vor Misstrauen.

Sondern vor dem, was unausgesprochen zwischen drei Menschen stand:
Vergangenheit.

Er hatte Clara gerade erst geöffnet.
Nicht wie ein Buch.
Sondern wie eine Wunde, die wieder heilen darf.

Und jetzt stand dieser Mann hier –
schön wie immer, scharf wie immer,
und Clara hatte *ihn* gekannt.
Vielleicht geküsst.
Vielleicht mehr.

Er hasste sich für diesen Gedanken.

*War sie deshalb damals gegangen?
Wegen ihm?*

Alex trat ein, als wäre nichts.

Setzte sich an den Tisch.

„Ich dachte, ich schau mal vorbei. Ich bin auf Durchreise.
Und du hast Sant’Anna wirklich zu etwas gemacht, Michi.“

Clara blieb an der Tür stehen.

Zwischen zwei Männern.

Zwischen dem Jetzt und dem Damals.

(Claras Perspektive)

Sie sah Markus an.

Nicht bittend.

Nicht entschuldigend.

Einfach: ehrlich.

„Ich habe dir nie erzählt, dass ich Alex kannte,
weil ich nicht wusste, dass es wichtig wird.“

Markus sah sie lange an.

Dann nickte er.

„Ist es wichtig?“

Sie trat zu ihm.

Legte ihre Hand auf seinen Unterarm.

„Nicht mehr.
Weil ich bei dir angekommen bin.“

Später, als Alex gegangen war,
nach einem Espresso und einem belanglosen Gespräch über
Olive,
nach einem überflüssigen Lächeln und einem ironischen „Arri-
vederci“,
stand Clara barfuß im Hof.

Markus trat zu ihr.
Sie sagte nichts.

Er auch nicht.

Dann nahm er ihre Hand,
führte sie an seine Lippen
und flüsterte:

„Egal, wo du warst.
Ich will, dass du jetzt hier bleibst.
Mit mir.
Und mit dem, was wir noch nicht kennen.“

Sie schloss die Augen.
Und für einen Moment war wieder alles still.

Aber diesmal – war es ihr stilles Ja.

Kapitel 7 – Die Kunst, sich langsam zu verlieren

Gegenwart – mit Brief, innerer Wandel und einer neuen Nähe

Die Stunden nach Alex' Besuch fühlten sich an wie ein leiser Nebel,
der sich in die Mauern von Sant'Anna schlich.
Nicht bedrohlich –
aber durchdringend.
Eine Unruhe, die zwischen den Kaffeetassen,
dem leichten Zittern von Claras Fingern und
Markuss Schweigen lag wie eine unsichtbare Schicht.

Sie waren zusammen –
aber in diesem Moment auch sehr allein.

Clara stand am Fenster des kleinen Arbeitszimmers.
Das Licht war mild,
wie der sanfte Hauch eines frühen Herbstabends,
und draußen summte ein einzelner Käfer an der Scheibe.

Markus saß am Tisch.
Vor ihm lag ein zerknitterter Briefumschlag,
vergilbt an den Rändern,
leicht eingerissen an der Ecke.
Keine Adresse, kein Datum, kein Absender.

Nur:

Für Markus – nie abgeschickt

Er hatte ihn zwischen den Seiten eines alten Buches gefunden.
Eines der Gedichtbände, die Clara aus Rom mitgebracht hatte.

Er hatte ihn nicht geöffnet.
Noch nicht.

(Claras Perspektive)

Sie spürte seine Gedanken.
Wie ein Sog.
Wie ein Strom, der sie rief –
ohne ein Wort zu sagen.

Sie trat ein, sah den Brief,
sah seine Hände, die ihn hielten wie etwas Heiliges.
Oder Gefährliches.

Markus hob den Blick.
Still. Fragend.
Nicht vorwurfsvoll – nur offen.

„Ich wusste nicht, dass er noch existiert“, sagte sie leise.
„Ich dachte, ich hätte ihn weggeworfen.“

„Darf ich ihn lesen?“, fragte er.
Nicht mit Anspruch.
Sondern wie jemand, der bereit ist, verletzt zu werden –
wenn es bedeutet, die Wahrheit zu kennen.

Sie nickte.

(Der Brief – geschrieben vor vier Jahren)

Rom, Juli 20XX

Markus,

ich schreibe dir diesen Brief in einem Café in Trastevere.
Draußen regnet es, und die Hitze riecht nach Stein und zerplatz-
ten Blüten.
Ich weiß nicht, ob du jemals diesen Brief lesen wirst.
Wahrscheinlich nicht.

Ich bin gegangen,
weil ich nicht wusste, wie ich bleiben soll –
in deiner Nähe.

Du warst mir zu nah.
Zu schön.
Zu wahr.

Und ich habe gelernt, dass man Wahrheit besser meidet,
wenn man lange genug in Lügen gelebt hat.

Ich war nicht bereit.
Nicht für deine Ruhe.
Nicht für dein ehrliches Schweigen.
Nicht für deine Hände, die mich nicht besitzen wollten – sondern
verstehen.

Ich war damals noch die Frau,
die dachte, dass Liebe ein Spiel ist, das man verlieren muss.
Und du warst der erste Mensch,
der mir das Gegenteil zeigen wollte.

Ich habe mit Alex geschlafen.
Nicht aus Begehren.
Sondern aus Flucht.

Es war kurz.
Und leer.

Und ich dachte, wenn ich mich entwerte,
kann ich auch dich nicht mehr verletzen.

Aber es war ein Irrtum.
Denn ich habe dich verletzt.
Auch wenn du es nie erfahren hast.

Ich schreibe diesen Brief,
weil ich nicht weiß,
wie ich mir selbst je vergeben soll.

Du hast mir beigebracht, wie Stille klingt,
wenn sie ein Versprechen ist.

Vielleicht, irgendwann –
wenn wir beide reifer sind –
treffen wir uns wieder.

Und ich hoffe,
dass du dann nicht nur die siehst,
die gegangen ist.

Sondern auch die,
die versucht hat, zurückzukehren.

Clara

(Gegenwart)

Er faltete den Brief langsam zusammen.
Sein Blick war ruhig.
Nicht leer – sondern weit.
Wie ein offenes Feld,
auf dem man wieder gehen kann.

Clara stand reglos an der Wand.
Sie zitterte nicht.
Aber in ihr bebte etwas, das lange gefroren war.

Markus stand auf.
Er trat zu ihr.
Nah.
So nah, dass sie seinen Atem auf ihrer Stirn spürte.

„Danke“, sagte er leise.
„Dass du mir das gibst.
Dass du dich gibst.
So nackt.
So ehrlich.“

Sie schloss die Augen.
Er nahm ihr Gesicht in seine Hände.
Und küsste sie –
nicht wie ein Liebhaber.
Sondern wie ein Mann,
der einen neuen Anfang wählt –
bewusst.

(Später – auf der Terrasse, bei einem Glas Wein)

Die Dämmerung senkte sich über Sant'Anna.
Die Welt war weich geworden.
Und auch sie.

Clara lehnte an seiner Schulter.
In der Ferne rief ein Käuzchen.
Der Wind strich durch das hohe Gras.

„Ich bin nicht stolz auf diesen Brief“, flüsterte sie.

„Du musst nicht stolz sein“, antwortete Markus.
„Nur bereit.
Für das, was jetzt beginnt.“

Sie küsste ihn unterhalb des Ohrs.
Zärtlich.
Wie eine Bestätigung.

„Dann lass uns langsam verlieren, was wir waren“, sagte sie.
„Und finden, was wir sein könnten.“

Er nickte.

Und gemeinsam sahen sie in die Nacht,
in der zum ersten Mal nichts Bedrohliches mehr lag –
nur das leise, mutige Pochen eines neuen Anfangs.

Kapitel 8 – Zwischen Seide und Sehnsucht

Eine Nacht, die mehr ist als bloß Berührung

Die Nacht legte sich weich über Sant'Anna,
wie ein seidener Schleier auf heißer Haut.
Der Wind war warm, beinahe schwer –
als würde auch er langsamer atmen.

In der Ferne zirpten Grillen.
Das letzte Licht des Tages
verlor sich hinter den Hügeln der Maremma.
Ein Lavendelduft lag in der Luft, vermischt mit feuchter Erde,
mit Trauben, die im Weinberg bald überreif werden würden.
Mit Sehnsucht.

Markus löschte die letzte Kerze in der Küche.
Dann ging er zu Clara,
die barfuß in der Tür zum Hof stand.
Sie drehte sich langsam um,
und als sich ihre Blicke trafen,
war da nichts Lautes –
nur das stille, unaufhaltsame Ziehen zweier Körper,
die sich erinnern wollten, wie man einander vergisst.

Ohne ein Wort nahm er ihre Hand.
Sie ließ sich führen,
als würde sie das Gewicht des Tages
nun ganz in seine Hände legen.

Im Zimmer war es still.

Die Fenster weit geöffnet.
Die Vorhänge tanzten im Wind.
Ein weißes Laken lag achtlos über das Bett geworfen,
als wäre es ein Versprechen –
oder eine Einladung.

Clara trat an ihn heran,
nahm sein Gesicht in ihre Hände.
Nicht um zu halten,
sondern um ihn zu spüren.
Ganz.
Hier.

„Berühr mich“, flüsterte sie.
„Aber nicht wie ein Mann,
der Lust sucht.
Sondern wie einer,
der sich erinnern will,
wer ich wirklich bin.“

Markus streichelte zuerst nur ihre Stirn.
Mit dem Daumen,
vorsichtig, fast ehrfürchtig.
Dann ihre Wangenknochen.
Dann die Linie unter ihrem Ohr.
Sein Blick blieb in ihrem.

Kein Ausweichen.
Kein Verstecken.
Kein Schutz.

Nur dieses offene, brennende Sehen.

Sie zog langsam sein Hemd aus.
Nicht, um ihn zu entkleiden –
sondern um ihm näher zu kommen.

Ihre Finger fuhren über seinen Brustkorb,
tasteten seine Rippen,
fühlten das leise Zittern unter seiner Haut.

Er schloss die Augen.
Sein Atem wurde tiefer.
Dann schob er die Träger ihres Kleides zur Seite,
ließ es wie ein stilles Versprechen über ihre Schultern gleiten,
über den Bauch, über ihre Hüfte –
zu Boden.

Clara stand nackt vor ihm.
Nicht bloß entkleidet –
entblößt.

Er sah sie nicht wie ein Mann,
der eine Frau begehrt,
sondern wie einer,
der sie noch nie ganz gesehen hatte –
und es nun endlich durfte.

„Du bist schön,
weil du nicht mehr fliehst“,
sagte er.

Sie trat näher.
Drückte ihren Körper an seinen.

Brust an Brust.
Herz an Herz.
Erregung – ja.
Aber tiefer:
Erkennen.

Langsam sanken sie auf das Bett.
Seine Hände waren warm.
Seine Finger fanden Linien,
die längst vergessen hatten,
dass sie berührt werden durften.

Ihre Beine öffneten sich nicht aus Lust,
sondern aus Vertrauen.
Sie ließ ihn in sich hinein –
nicht nur in ihren Körper,
sondern in ihr Innerstes.

Er war in ihr
mit aller Zärtlichkeit,
mit aller Geduld.
Sie bewegten sich nicht hastig.
Sie hielten sich.
Atem an Atem.
Puls an Puls.

Ihre Hände krallten sich in seine Schulter,
als er sich langsam tiefer bewegte,
langsam, rhythmisch,
wie ein Tanz ohne Musik –
nur nach dem Takt der Stille.

Ihre Lippen suchten seine –
nicht um zu küssen,
sondern um nicht zu schreien,
als das Beben kam.

Ein Zittern.
Ein Wellenrausch.
Ein Loslassen.

Nicht einfach ein Orgasmus.
Sondern: Auflösung.
In ihm.
In sich.
Im Moment.

Später.

Sie lagen nebeneinander,
verschwitzt, schwer atmend,
aber leicht wie nie zuvor.

Die Decke bedeckte nur ihre Füße.
Ihre Hand lag auf seiner Brust.
Sein Arm umfasste ihre Taille.
Keine Worte.

Dann sagte sie leise:

„Ich hatte vergessen,
wie man liebt,
ohne sich dabei zu verlieren.“

Markus küsste ihre Stirn.

„Vielleicht...
lernt man es,
indem man sich langsam verliert –
miteinander.“

Draußen rauschte ein Wind
durch die Zypressen.
Und in Sant'Anna begann eine Nacht,
die nicht mehr flüsterte –
sondern sang.

Kapitel 9 – Und deine Stille sagte meinen Namen

Es war ein Tag, an dem alles leicht schien.
So leicht, dass es fast beunruhigend war.

Der Wind war warm und spielte mit den Vorhängen wie ein Kind mit Seide.

Im Hof raschelten die Feigenbäume,
und irgendwo zirpte ein Spatz wie aus Versehen.
Ein Tag, der keinen Schatten kannte –
nicht einmal den zwischen zwei Menschen,
die lange ihre eigene Dunkelheit getragen hatten.

Clara saß unter der Pergola,
in ein Leinentuch gehüllt,
ein Notizbuch auf den Knien,
der Geruch von Kaffee in der Luft
und Markus irgendwo im Garten,
zwischen Rosmarin, Erde und Stille.

Sie schrieb nichts.
Aber sie hielt den Stift wie eine Verlängerung ihres Herzens.

Seit jener Nacht war alles anders –
nicht neu, nicht dramatisch,
sondern einfach: **klar**.

Seine Nähe war kein Rausch mehr,
sondern ein Ort.
Wie ein weites Feld, auf dem sie nicht mehr rennen musste,
sondern langsam gehen durfte.
Und atmen.

Markus kam zurück, barfuß, erdig, ruhig.

Er setzte sich neben sie, ohne ein Wort.
Die Sonne spiegelte sich auf seiner Haut,
und sie sah ihn an,
als würde sie ihn das erste Mal wirklich sehen.

„Du hast gestern Nacht... mich gehalten,
als würde ich nicht kaputtgehen, wenn du mich loslässt“, sagte
sie.

Markus sah sie lange an.

„Weil ich dich nicht festhalten will, Clara.
Ich will nur da sein,
wenn du bleibst.“

Sie tranken schweigend Kaffee.
Dann stand Clara auf.

„Ich möchte dir einen Ort zeigen.“

Markus folgte ihr,
fragte nicht.

Sie ging barfuß durch den Garten,
über das hohe Gras,
zwischen die alten Eichen am unteren Ende des Grundstücks.

Dort war ein Stein, fast zugewachsen,
unter dem sie einmal, vor Jahren, etwas vergraben hatte.

Sie kniete sich hin.
Grab die Erde auf –
mit bloßen Händen,
mit langsamer Geste,
wie eine Frau, die ein Stück Vergangenheit aus sich selbst holt.

Dann zog sie eine kleine Holzschachtel hervor.
Sie war eingeritzt,
mit dem Buchstaben „M“ –
damals, ohne Mut für mehr.

„Ich habe das hier vergraben,
damit ich mich daran erinnere,
wie es sich anfühlt,
wenn man etwas begräbt,
das man noch nicht gelebt hat.“

Sie öffnete die Schachtel.

Darin:

Ein zerknitterter Schwarz-Weiß-Fotoabzug –
sie im Atelier in Rom,
verträumt, mit Farbe auf den Wangen.

Ein getrocknetes Lavendelbüschel.

Ein zerfledderter Briefumschlag – leer.

Ein silberner Anhänger in Herzform – aber nicht aus Kitsch,
sondern aus einem alten zerbrochenen Löffel geschmiedet.
Selbst gemacht.

Roh.

Ehrlich.

„Ich wollte dir damals etwas schenken“, flüsterte sie.
„Aber ich wusste nicht, ob ich selbst schon ein Geschenk wert bin.“

Markus nahm die Schachtel.
Sah nicht auf den Inhalt.
Sah nur sie an.
Dann schloss er sie, legte sie zurück in die Erde.
Zugedeckt.
Sanft.
Nicht aus Verdrängung.
Sondern weil jetzt etwas anderes zu wachsen begann.

Er stand auf.
Reichte ihr die Hand.
„Komm.
Lass uns nichts mehr begraben.
Nur säen.“

Später, auf der alten Holzbank vor dem Haus

Sie saßen nebeneinander.
Nicht eng.
Aber verbunden.

Clara lehnte den Kopf an seine Schulter.
Der Himmel war ein Aquarell aus Gold und Rauch.

„Manchmal denke ich,
dass Liebe nicht darin besteht, sich zu finden“, sagte sie.
„Sondern sich zu erkennen –
und sich trotzdem zu wählen.“

Markus lächelte.
„Und sich langsam zu verlieren,
ohne verloren zu gehen.“

Sie schloss die Augen.
Und zum ersten Mal fühlte sie,
dass sie angekommen war –
nicht weil alles gut war.
Sondern weil sie aufgehört hatte zu fliehen.

**In diesem Moment wusste keiner von beiden,
dass morgen ein Brief im Briefkasten liegen würde,
in fremder Handschrift,
aus Florenz,
mit einem Absender, den Clara nie vergessen hatte.**

Aber das war Kapitel zehn.

Jetzt war nur dieser Abend.
Und das Summen der Grillen.
Und seine Hand auf ihrer.

10 – Ein letzter Tanz im Weinberg

Die Tage vergingen langsam in Sant'Anna.
Wie Honig auf warmer Haut.
Clara und Markus lebten in einem Rhythmus,
der keiner Uhr gehorchte –
sondern dem Takt ihrer neu entdeckten Nähe.

Es war, als hätte sich alles eingependelt.
Nicht perfekt, aber ehrlich.
Nicht kontrollierbar, aber vertraut.

Sie frühstückten barfuß auf der Terrasse.
Markus kochte abends einfach – mit dem, was der Garten hergab.
Tomaten, Zucchini, Thymian, wilder Fenchel.
Und manchmal – wenn der Wind warm war –
lagerten sie zusammen im Weinberg,
tranken ein Glas Rotwein
und zählten die Sterne wie Worte,
die man nie auszusprechen wagte.

Clara hatte begonnen zu schreiben.
Wieder.
Gedichte, kurze Sätze, Skizzen für etwas Größeres.
Markus las manchmal leise mit –
sprach nie darüber.
Aber seine Augen verrieten,
dass er jeden Satz verstand.

Dann kam der Brief.

Nicht an Clara.

Sondern an **Markus Thuma – Sant’Anna, Località Poggio alle Vigne**

Mit Kugelschreiber geschrieben.

Ein Wachssiegel in dunklem Grün.

Und ein Emblem auf dem Umschlag, das er sofort erkannte:

"BURELLI & FIGLI – Firenze – Investimenti in Territori Unici"

Er starrte lange auf das Papier,
das schwerer war als ein gewöhnlicher Brief.
Als trüge es mehr mit sich
als nur Worte.

Clara war nicht da.
Sie war ins Dorf gegangen, um frisches Brot zu holen.
Allein.

Markus setzte sich unter die Feigenbäume,
öffnete den Umschlag mit einem Taschenmesser –
fast feierlich,
fast so, als würde er damit etwas aufschneiden,
was lange verschlossen geblieben war.

Der Brief (auszugsweise):

Sehr geehrter Herr Thuma,

seit geraumer Zeit beobachten wir mit großem Interesse die Entwicklung Ihres Anwesens "Sant’Anna" in der Maremma-Region.

Ihr Projekt besitzt aus unserer Sicht ein erhebliches kulturelles, ökologisches und marktwirtschaftliches Potenzial.

Im Auftrag eines diskreten Familienfonds mit Sitz in Mailand unterbreiten wir Ihnen daher folgendes Angebot:

- ▶ *Erwerb des gesamten Anwesens Sant'Anna inklusive Agrarflächen, Gebäude, Liegenschaften und bestehender Marke (sofern eingetragen) zum Preis von **2,1 Millionen Euro netto**.*
- ▶ *Option auf Rückmietung (lease-back) Ihrer Person als kreativer Gastgeber oder Berater über einen Zeitraum von 3 Jahren.*
- ▶ *Sofortige Übernahme bestehender Verbindlichkeiten und Investitionsplanung zur Erweiterung des touristischen Konzepts um Spa-Bereich, Tiny-House-Segment und private Event-Vermietung.*

Bitte beachten Sie, dass das Angebot vertraulich und bis zum 30. dieses Monats befristet ist.

Mit aufrichtiger Hochachtung,

Burelli & Figli | Firenze

Dr. Massimo Leoni

Markus legte den Brief auf den Tisch.
Starrte auf seine Hände.
Dann in die Ferne.

Er spürte kein Triumph.
Kein Stolz.
Nur einen Druck.
Im Solarplexus.
Als hätte jemand das Herz ein Stück nach unten geschoben.

2,1 Millionen.

*Mehr als doppelt so viel wie sein Einsatz.
Mehr, als er je aus seinem alten Leben gemacht hatte.*

Und doch...
nichts daran fühlte sich leicht an.

Er sah sich selbst –
inmitten der Olivenbäume,
mit Schlamm an den Händen,
mit den Rufen der Grillen in den Ohren.
Mit Clara auf dem Boden des Weinbergs,
ihr Kopf auf seinem Bauch,
ihr Lachen, das sich in die Blätter brannte.

*Kann man einen Ort verkaufen,
in dem man zum ersten Mal ganz war?*

Clara kam zurück.

Sie bemerkte seine Stille sofort.
Legte den Einkauf ab, trat zu ihm.

„Was ist los?“, fragte sie,
sanft, aber wachsam.

Er reichte ihr wortlos den Brief.
Sie las ihn.
Langsam.
Zweimal.

Dann sah sie ihn an.
Nicht erschrocken.
Nicht enttäuscht.

„Willst du gehen?“, fragte sie nur.

Markus schüttelte den Kopf.
Aber es war ein zögerndes Nein.
Ein Nein mit Fragezeichen.

„Ich weiß es nicht“, flüsterte er.
„Zum ersten Mal im Leben weiß ich nicht,
ob das, was mir geboten wird,
wirklich mehr wert ist
als das, was ich hier schon habe.“

Sie gingen hinunter in den Weinberg.

Wie in einem alten Ritual.
Der Abend war weich.
Die Sonne senkte sich wie Goldstaub auf die Erde.
Clara trug ein schlichtes weißes Kleid,
Markus eine Leinenhose, barfuß.

Sie setzten sich zwischen die Reben.
Still.

Dann nahm sie seine Hand.
Drückte sie.
Fest.
Erdend.

„Wenn du Sant’Anna verkaufst“, sagte sie,
„verliere ich nicht das Haus.
Aber vielleicht verliere ich den Mann,
der mich hier gehalten hat.“

Er atmete tief.

„Und wenn ich bleibe – verliere ich vielleicht die Chance,
ein neues Leben aufzubauen,
mit Sicherheit, mit Raum für mehr.“

Clara nickte.

„Die Frage ist:
Wofür willst du Raum schaffen, Markus?
Für Geld?
Oder für Wahrheit?“

Sie küsste ihn.
Langsam.
Nicht um ihn zu überreden.
Sondern um ihm zu zeigen,

dass die Antwort nicht im Vertrag stand.
Sondern in ihm.

In der Nacht stand Markus lange am Fenster.
Der Brief lag auf dem Boden.
Unbeantwortet.
Die Uhr tickte.

Draußen rauschte der Wind.
Und irgendwo im Haus
schlief Clara
mit einem leisen Lächeln auf den Lippen.

Er fragte sich:
*„Wenn das Leben ein Tanz ist –
welche Musik will ich hören,
wenn der Vorhang fällt?“*

Und spürte:
Der letzte Tanz im Weinberg
hatte vielleicht gerade erst begonnen.

Kapitel 11 – Mit dir in den Zwischenräumen

Manchmal ist Stille kein Frieden.
Sondern ein Spiegel,
in dem man sich selbst kaum erträgt.

Seit dem Brief lag ein anderes Schweigen über Sant'Anna.
Nicht hart, nicht kalt –
aber durchzogen von Fragen,
die beide nicht laut zu stellen wagten.

Markus arbeitete viel.
Er schnitt Lavendel, harkte das hohe Gras,
reparierte die alte Tür zum Stall.
Nicht, weil es notwendig war –
sondern weil Bewegung half,
die Gedanken im Kreis zu treiben.

Clara schrieb.
Seiten um Seiten.
Aber viele davon landeten zerknüllt im Kamin.
Sie hatte Angst, dass das, was zwischen ihnen gewachsen war,
wieder nur ein Prolog sein würde.

Wird er gehen?
Wird er sich selbst verlassen – und damit auch mich?

Oder bleibt er,
obwohl er weiß, dass „Bleiben“ ihn verletzbar macht?

Am fünften Tag nach dem Brief
packte sie eine Decke,
eine Thermoskanne Tee
und ein kleines Glas Feigenmarmelade.

„Komm“, sagte sie einfach.
„Ich will dir etwas zeigen.“

Er folgte ihr.
Keine Fragen.
Nur Schritte.

Sie gingen durch das hintere Olivenfeld,
stiegen über alte Trockenmauern,
folgen einem kaum sichtbaren Pfad
durch Ginster, Myrte und steinigen Boden.

Nach einer halben Stunde sah er es:
eine kleine Hütte,
mitten im Dickicht,
aus verwittertem Holz,
schief, halb verfallen –
aber auf eine stille Weise aufrecht.

„Mein Rückzugsort“, sagte Clara.
„Seit dem ersten Jahr.
Wenn alles zu viel wurde –
bin ich hierher.“

Innen war es schlicht.
Ein Bett aus Paletten,

ein Fenster ohne Glas,
eine alte Matratze mit kariertem Leintuch.
Ein Stapel Bücher,
ein Notizbuch mit Wasserrändern.
Auf dem Boden:
getrocknete Blumen,
ein ausgebleichter Schal,
und ein eingerollter Zettel mit einem einzigen Satz:

„Du darfst bleiben.“

Sie setzte sich ans Fenster.
Schaute in die Weite.
Dann sagte sie:

„Ich habe mich nie irgendwo sicher gefühlt.
Nie zu Hause.
Nicht in Wohnungen.
Nicht in Umarmungen.
Nicht in meinem eigenen Namen.“

Markus setzte sich neben sie.
Nah – aber nicht zu nah.

„Warum erzählst du mir das jetzt?“

Sie drehte den Kopf, sah ihn lange an.

„Weil ich dich liebe.
Und weil Liebe für mich bedeutet,
jemandem zu zeigen,
wo man die Narben versteckt hat.“

Er schwieg.
Nicht aus Unsicherheit.
Sondern weil ihre Worte wie ein Schlüssel waren –
zu einer Tür,
die er in sich selbst nie hatte öffnen wollen.

Dann nahm er ihre Hand.

„Ich habe Angst, Clara.
Nicht nur wegen dem Angebot.
Sondern weil ich zum ersten Mal nicht weiß,
ob ich bereit bin, mich nicht mehr zu retten –
sondern wirklich zu bleiben.“

Sie nickte.
„Ich will dich nicht halten.
Aber ich will, dass du weißt,
dass es hier einen Ort gibt,
an dem du nicht stark sein musst.“

Sie lagen später nebeneinander auf der Matratze,
die Köpfe auf der Decke,
die Fensteröffnung über ihnen –
mit Blick in die Baumkronen.

Der Wind fuhr leise durch die Äste.
Ein Vogel rief irgendwo in der Ferne.
Zeit verfloss wie warmer Honig.

„Wenn ich bleibe“, flüsterte er,
„dann, weil ich in deiner Nähe keine Rüstung brauche.
Und wenn ich gehe –
dann nur, um etwas zu schaffen,
wohin du mir folgen kannst.“

Clara drehte sich zu ihm.

„Ich will dir nicht folgen, Markus.
Ich will mit dir gehen.
Egal, wohin.
Solange ich nicht wieder alleine ankomme.“

Sie küssten sich.
Langsam.
Mit einem Begehren, das nicht laut war –
sondern tief.
Wie ein Sog nach innen.

Doch sie schliefen nicht miteinander.
Nicht in dieser Nacht.
Es wäre zu viel gewesen.
Zu nah.

Sie hielten sich nur.
Wirklich hielten.

Und als der Morgen kam,
und der Nebel durch die Bäume zog
wie eine zweite Haut,
flüsterte er ihr ins Haar:

„Ich verkaufe nicht, Clara.

Nicht Sant’Anna.

Nicht dich.

Nicht das, was ich in mir endlich zu Hause nennen kann.“

Sie antwortete nicht.

Aber ihre Tränen fielen leise auf seine Brust.

Und seine Hand strich sie nicht weg.

Sondern ließ sie dort.

Wie ein Versprechen.

Kapitel 12 – Der Garten unserer Ekstase

Es war ein Freitagmorgen,
als das Auto mit den französischen Kennzeichen
langsam den holprigen Feldweg entlangkam.
Staub stieg auf.
Zypressen rauschten wie Zuschauer,
die schweigend das Eintreffen von etwas Bedeutendem bezeug-
ten.

Markus stand unter dem alten Feigenbaum.
Clara war noch im Haus,
schrieb an einem Text,
von dem sie selbst noch nicht wusste,
ob er ein Gedicht oder ein Abschied war.

Er sah das Paar schon von Weitem.
Sie stiegen aus, fast synchron.
Beide schön.
In dieser beiläufigen, betörenden Weise,
wie sie nur Menschen haben,
die einander lange zu nah und zu fern zugleich waren.

Sie stellte sich vor:

Anaïs.

Blasse Haut, dunkle Lippen,
ein Sommerkleid aus schwarzer Seide,
die Schultern nackt,
der Blick direkt, beinahe zu offen.

Er:

Julien.

Schlank, ernst, Hände wie aus Stein.
Er sprach leise, höflich,
doch seine Augen waren ständig woanders –
als suche er in jeder Bewegung die Flucht.

„Wir haben euer Sant’Anna auf einer kleinen Website entdeckt“,
sagte Anaïs mit französischem Akzent.
„Die Bilder sahen nicht besonders aus. Aber irgendetwas... hat
uns gezogen.“

Markus nickte.
„Es zieht nur die, die bereit sind, sich ziehen zu lassen.“

Anaïs lächelte.
„Wie Clara, meinst du?“

Markus erstarrte einen Moment.

Woher kennt sie Claras Namen?

Doch in diesem Moment trat Clara aus dem Haus.
Ihre Haare hochgesteckt,
barfuß wie immer,
die Lippen ungeschminkt,
aber in ihren Augen lag dieses leise Licht –
das Markus seit Tagen schmerzlich liebte.

Anaïs sah sie an wie eine Vertraute,
die sie nie getroffen hatte.
Dann sagte sie:

„Ah. Die Frau des Hauses.
Wir haben dich erwartet,
bevor wir wussten, dass es dich gibt.“

Clara hielt dem Blick stand.
Aber innerlich fröstelte sie.

Die ersten Stunden waren still.

Julien sprach kaum.
Anaïs wanderte durch das Haus,
berührte Gegenstände wie alte Bekannte,
strich über die Türrahmen,
roch an den Laken,
stellte Fragen,
die keine Antworten verlangten.

„Wie lange seid ihr schon ein Paar?“, fragte sie Clara am Nachmittag,
während sie zusammen auf der Terrasse saßen,
Rotwein in der Sonne,
Oliven, etwas Pecorino.

Clara sah zu Markus.
Er sah zu Boden.

„Wir kennen uns lange.
Aber ob wir ein Paar sind...“
Sie zögerte.
„Ich glaube, wir sind zwei Menschen, die sich suchen –
und manchmal finden.“

Anaïs nickte.

„Wie wir.“

Sie lächelte –

aber in ihren Augen brannte etwas Bitteres.

Später, im Garten

Markus und Julien hockten vor dem alten Steinbrunnen.

Markus hatte ihn gerade gereinigt,
das Wasser glitzerte in der Abendsonne.

„Sie ist anders, deine Clara“, sagte Julien.

„So... wach.“

Markus nickte nur.

Er wollte nichts erklären.

Nicht Clara.

Nicht sich.

Und vor allem nicht Sant’Anna.

Doch dann fragte Julien:

„Warum verkauft du nicht?

Ich habe gehört... man will dir viel Geld bieten.“

Markus sah ihn scharf an.

„Woher hast du das?“

Julien zuckte die Schultern.
„Anaïs spricht mit vielen Menschen.
Und hört noch mehr.“

Markus stand auf.
Sein Herz pochte.

Er wusste nicht, was das war –
aber etwas stimmte nicht.
Oder stimmte **zu sehr**.

In der Nacht

Anaïs schlief nicht.
Sie saß draußen auf der Mauer.
Clara fand sie dort.

Sie setzte sich neben sie.
Kein Wort fiel zuerst.

Dann sagte Anaïs:

„Du hast Angst, dass er dich wieder verlässt.
Stimmt's?“

Clara schwieg.
Aber ihr Atem verriet sie.

Anaïs lächelte traurig.

„Ich hatte auch mal einen Mann,
der blieb,
aber innerlich längst fort war.“

Dann drehte sie sich zu Clara.

„Tu dir einen Gefallen:
Wenn du ihn liebst –
halte ihn nicht fest.
Halt ihm die Tür offen.
Wenn er zurückkehrt,
wird es das erste Mal wirklich sein.“

Am nächsten Tag begannen sie zu frühstücken,
doch Julien war verschwunden.
Er war mit dem Auto ins Dorf gefahren,
ohne ein Wort.

Anaïs sagte nur:
„Er flieht oft,
wenn das, was echt ist, zu nah rückt.“

Markus und Clara sahen sich an.
Ein stilles Echo.
Eine Spiegelung,
die wehtat –
weil sie stimmte.

Am Abend verließen Anaïs und Julien Sant'Anna.

Ohne Drama.

Ohne Tränen.

Aber mit dieser seltsamen Eleganz von Menschen,
die sich nie ganz berühren können –
und es trotzdem immer wieder versuchen.

Bevor sie ging, sagte Anaïs leise zu Clara:

„Ihr seid wie wir.

Nur mit einer zweiten Chance.

Verschwendet sie nicht.“

Zurück in der Stille von Sant'Anna

Clara und Markus standen im Weinberg.

Die Sonne war längst untergegangen.

Nur ein einzelner Stern war schon zu sehen.

Venus.

Die alte Göttin der Sehnsucht.

Markus sagte leise:

„Ich habe Angst, dich zu enttäuschen,
wenn ich bleibe.

Aber noch mehr fürchte ich,
dich zu verlieren,
wenn ich gehe.“

Clara nahm seine Hand.

„Dann bleib –

nicht für mich.
Sondern für das,
was in dir gerade Wurzeln schlägt.“

Er zog sie an sich.
Und sie küssten sich –
nicht aus Verlangen.
Sondern aus dem leisen Wunsch,
endlich angekommen zu sein.

In der Nacht

Clara schrieb nur einen einzigen Satz in ihr Notizbuch:

**„Vielleicht beginnt Ekstase dort,
wo man aufhört, sie zu suchen.“**

Und sie schlief ein,
mit Markuss Atem an ihrem Rücken –
und dem Gefühl,
dass ein neuer Abschnitt leise begonnen hatte.

Kapitel 13 – Verbotene Fenster, offene Körper

Die Tage nach Anaïs und Julien waren still,
aber voller Schwingung.
Nicht mehr die flüchtige Spannung zweier Menschen,
die einander vorsichtig ertasten,
sondern das leise Vibrieren von zwei Körpern,
die sich erinnern, wie sich Vertrauen anfühlt –
nicht als Idee,
sondern als gelebte Gegenwart.

Markus stand oft am Fenster des Ateliers,
das sie gemeinsam herrichteten.
Die alten Fensterläden klemmten noch,
aber wenn er sie ganz öffnete,
strömte der Duft von warmem Gras, Rosmarin und nassem Stein
herein.
Er hatte den Raum „ihren Raum“ genannt.
Claras Ort.
Hier schrieb sie.
Hier las sie.
Und hier hatte sie ihn vorgestern umarmt –
nicht als Liebende,
sondern als Mensch,
der jemandem sagen will:
„Ich sehe dich. Auch da, wo du dich selbst nicht mehr erkennst.“

**Am frühen Nachmittag – das Fenster offen, ein Sommer-
hauch im Raum – kam der Anruf.**

Markus war gerade mit den Händen in Tonerde,
arbeitete an einer Schale für die Gästezimmer.
Sein Handy lag unbeachtet auf der Fensterbank,
zwischen Pinseln, einer alten Zange und einem zerkratzten Feuerzeug.

Es vibrierte.

„Leo M. (Wien)“

Ein Name, der lange nicht mehr aufgetaucht war.

Clara hörte es zuerst.

Sie war auf dem Weg zur Küche, barfuß,
mit einem Ast Feigen in der Hand.

„Markus? Dein Handy“, rief sie beiläufig.

„Leo ruft an.“

Markus erstarrte.

Er wischte sich die Hände ab,
zögerte einen Moment,
bevor er ranging.

„Leo?“

„Endlich. Ich dachte schon, du lebst in einer Höhle.“

Seine Stimme war wie früher –
spöttisch, ein bisschen zu laut,
aber mit diesem Unterton von
„Ich weiß etwas, das du nicht weißt.“

Markus ging hinaus.

In den Garten.

Clara blieb stehen –
spürte sofort:
Etwas war anders.
Sie hörte nur Fetzen.

„...kein guter Zeitpunkt...“
„...ja, aber ich dachte, du willst das wissen...“
„...sie fragen sich, ob du wirklich fertig bist mit allem...“

Dann Stille.
Langes Zuhören.
Ein „Nein.“
Dann ein „Ich weiß es nicht.“
Und schließlich:
„Ich ruf dich später zurück.“

Markus kehrte zurück wie ein anderer.
Die Schultern fester.
Der Blick wacher.
Aber auch: weiter entfernt.

Clara stand im Flur. Wartend.

Nicht fordernd.
Nicht verletzt.
Aber offen.

„Was war das?“, fragte sie.

Markus sah sie an.
Dann ging er zum Fenster.
Wieder dieses Fenster –

das alte, halb blinde Glas,
durch das man hinausschauen kann,
aber nicht ganz zurück.

„Leo hat von einem neuen Projekt erzählt.
Ein Kunstzentrum.
In Wien.
Sie suchen jemanden, der es leitet.
Mit Verantwortung. Freiheit. Und... Budget.“

Clara nickte.
Schweigend.

Markus fuhr fort:

„Er hat mich nicht einfach eingeladen.
Er hat mich erinnert.
Daran, wer ich war –
bevor ich hierherkam.“

Sie trat zu ihm.
Blieb jedoch hinter ihm stehen.
Legte ihre Stirn zwischen seine Schulterblätter.

„Und wer warst du?“

Er schloss die Augen.

„Ein Mann, der Ideen hatte,
aber nie genug Mut, sie zu leben.
Ein Getriebener.

Ehrgeizig, laut, manchmal arrogant.
Und trotzdem... ich mochte Teile von ihm.“

Clara flüsterte:

„Und jetzt?
Magst du den Mann,
der Feigen schneidet
und morgens barfuß Kaffee macht?“

Er drehte sich um.
Sah sie lange an.
Dann sagte er:

„Ich liebe ihn.
Aber ich weiß nicht,
ob ich ihn verteidigen kann,
wenn die Welt wieder laut wird.“

In der Nacht – sie sprachen nicht mehr viel.

Clara las.
Markus lag auf der Terrasse.
Er betrachtete den Himmel.
Und sie betrachtete ihn.

Offene Fenster.

Offene Körper.

Offene Fragen.

Gegen Mitternacht kam sie zu ihm.
Setzte sich neben ihn.
Sagte nichts.

Dann streichelte sie seine Wange.
Zart.
Wie man eine leere Leinwand berührt.

„Geh nach Wien, wenn du musst“, sagte sie.
„Aber komm zurück,
wenn du willst.“

Er nahm ihre Hand.
Legte sie auf sein Herz.

„Ich bin noch nie irgendwo wirklich angekommen, Clara.
Außer hier.
Mit dir.“

Sie küsste ihn.
Langsam.
Und diesmal war es ein Kuss,
der nicht zur Liebe führte –
sondern zur Stille danach.

**Der Morgen brachte nichts Neues.
Aber die Luft war anders.**

Und Markus wusste:
Eine Entscheidung rückte näher.

Nicht weil er sie treffen musste –
sondern weil sie unausweichlich war.

In sich.

Für sich.

Und vielleicht...

für immer.

Kapitel 14 – Gedichte auf der nackten Haut

Die Luft war weich an diesem Abend.
Sie trug das Gewicht eines kommenden Sommers,
aber auch die Zärtlichkeit eines Ortes,
der gelernt hatte, still zu bleiben,
wenn alles andere laut wurde.

Clara hatte den Tisch unter der Pergola gedeckt.
Zwei Weingläser,
ein Krug mit Rosmarinwasser,
ein altes Transistorradio,
das nur rauschte,
aber genau den richtigen Ton traf.

Markus kam mit einem Buch in der Hand.
Nicht seinem.
Nicht irgendeinem.
Sondern ihrem.

Claras schwarzes Notizbuch.
Das mit dem Stoffeinband und den eingerissenen Seiten.
Er hatte es auf dem Fensterbrett gefunden,
wo sie es oft liegen ließ –
als Einladung oder Prüfung.

Sie sah ihn.
Lang.
Und sagte nur:
„Du darfst.“

Sie setzten sich.

Er blätterte.

Zögerlich.

Nicht wie jemand, der liest –

sondern wie jemand, der zwischen Haut und Herz tastet.

Dann fand er einen Eintrag.

Mit dem Datum von vor drei Tagen.

Kein Titel.

Nur:

*„Wenn du mich küsst,
löscht du nicht mein Feuer –
du gibst ihm Raum.“*

Er sah auf.

Clara nickte.

„Lies weiter.“

Er fuhr fort.

*„Ich habe keine Angst vor Nähe.
Nur vor dem Moment,
in dem du mich ansiehst,
und ich erkenne:
Ich bin wirklich gemeint.“*

Markus legte das Buch langsam ab.

Sah sie an.

Nicht wie ein Liebhaber.

Sondern wie ein Zeuge.

„Du trägst Gedichte in dir,
die auf meiner Haut wohnen wollen.“

Clara antwortete nicht.
Sie stand auf.
Zog sich langsam das Leinenkleid über den Kopf.
Nicht, um zu verführen.
Sondern um da zu sein.

Nackt.
Im Abendlicht.
Zwischen Pergola und Olivenbaum.
Ganz sie.

Dann sagte sie:
„Jetzt bist du dran.“

Markus ging ins Haus.

Holte sein altes Moleskine.
Abgegriffen, fast verwaschen.
Darin – Worte, die er nie laut gesagt hatte.
Nie zeigen wollte.

Er setzte sich zu ihr.
Sie hatte sich in eine Decke gewickelt,
die kaum etwas bedeckte.
Aber genug, um sich nicht verloren zu fühlen.

Er schlug eine Seite auf.

*„Wenn du gehst,
bleibt deine Silhouette auf meiner Matratze.
Wie ein Abdruck von Licht auf Holz.
Und ich frage mich:
Warst du je hier –
oder warst du nur der Schatten meiner Sehnsucht?“*

Clara lächelte.
Nicht traurig.
Nicht glücklich.
Sondern echt.

Er las weiter.

*„Ich habe mich oft verloren,
in Körpern, in Städten, in Plänen.
Aber du bist der erste Mensch,
in dem ich mich verliere –
ohne mich aufzugeben.“*

Sie stand auf.
Ging zu ihm.
Knierte sich vor ihn hin.
Legte seine Hand auf ihre Brust.

*„Wenn du das liest“, sagte sie,
„bist du näher an mir,
als je ein Körper sein könnte.“*

Dann las sie.
Direkt von ihrer Haut.

Mit einem Lippenstift hatte sie sich am Morgen Zeilen aufgeschrieben.

Am Schlüsselbein.

Unterhalb des linken Brustansatzes.

Auf der Innenseite des Oberschenkels.

Sie ließ ihn schauen.

Langsam.

Dann las sie:

„Ich bin kein Gedicht.

Ich bin der Zwischenraum zwischen den Zeilen.

Da, wo das Papier noch atmet.“

Markus berührte die Stelle mit der Fingerspitze.

Wie man ein Gebet spricht.

„Wenn du mich berührst,

lies mich nicht laut.

Lies mich leise –

damit ich nicht davonfliege.“

Sie liebten sich nicht in dieser Nacht.

Sie hielten sich.

Wie zwei Gedichte,

die man nicht weitergeben kann,

weil sie nur für zwei Augenpaare bestimmt sind.

Später flüsterte Markus:

„Ich wusste nicht,
dass Intimität bedeutet,
dass jemand dich liest,
und du nicht mehr daran zerbrichst.“

Clara sagte:

„Ich wusste nicht,
dass Liebe bedeutet,
dass ich aufhören kann, mich zu verstecken.“

Am Morgen

lagen noch Lippenstiftzeilen auf ihrer Haut,
halb verwischt,
halb geblieben.

Und Markus schrieb in sein eigenes Notizbuch:

**„Vielleicht beginnt alles
mit dem Mut, gelesen zu werden –
und nicht umgeschrieben.“**

Kapitel 15 – Risse im Morgen danach

Der Morgen nach ihrer Nacht der Gedichte
war voller Licht.

Voll von diesem sanften, goldenen Glanz,
der sich nur dann auf Haut legt,
wenn man das Gefühl hat,
etwas in sich geheilt zu haben.

Clara war früh wach.
Sie stand im Garten,
barfuß im Tau,
eine Kanne Tee in der Hand,
die Schultern frei,
die Gedanken still.

Markus trat leise zu ihr.
Sein Blick noch halb verschlafen,
aber in seinen Augen lag kein Zögern mehr.
Nur diese neue Klarheit –
wie nach einem Sommerregen,
wenn der Himmel nicht mehr droht,
sondern sich öffnet.

Sie küssten sich.
Ein kurzer Kuss.
Aber ein ganzer.

Gegen zehn Uhr kamen die Gäste.

Ein alter, staubiger Range Rover.
Zwei Menschen stiegen aus.
Ein Paar.

Sie wirkten fast wie Touristen aus einem Bildband:
Er, Mitte 40, sportlich, zurückhaltend,
in beige und weiß,
mit dem leisen Selbstbewusstsein von Menschen,
die nie laut sein müssen,
um wahrgenommen zu werden.

Sie, jünger.
Vielleicht Anfang 30.
Dunkle Locken, große Sonnenbrille,
ein weißes Hemd, das wie ein Versprechen fiel.
Ein Lächeln,
das zu viel wusste
und trotzdem nichts sagte.

Paul und Mira.

Aus Zürich.
„Coaches, Künstler, Suchende“,
wie Mira später sagen würde.
Oder wie Markus es still in sich notierte:
„Zwei Menschen, die mit leeren Händen viel verlangen.“

„Wir haben euer Retreat über eine Bekannte entdeckt“, sagte
Paul,
als sie bei Tee und Rosmarinkeksen auf der Terrasse saßen.
„Es klang anders.
Weniger Angebot – mehr... Echtheit.“

Clara nickte.
„Wir haben kein Programm.
Nur Raum.
Und Stille.
Und einen Ort, der Fragen stellt,
wenn man bereit ist, zu hören.“

Mira lächelte.
„Perfekt.
Ich will mich verlieren.
Oder finden.
Oder beides.“

Sie trank ihren Tee in kleinen Schlucken.
Dann sah sie Clara direkt an.

„Du bist die Gastgeberin, richtig?
Die mit der Vergangenheit?“

Clara erstarrte.
Markus legte die Hand auf ihren Rücken.
Unmerklich.

„Welche Vergangenheit meinst du?“, fragte Clara.

Mira lächelte kühl.
„Die man fühlt.
Nicht die man kennt.“

Die Tage mit Paul und Mira waren seltsam.
Nicht unangenehm.

Aber durchzogen von einer Spannung,
die nichts mit den äußeren Dingen zu tun hatte.

Sie wollten *Teilhabe*, aber ohne Struktur.
Fragten nach *Tiefe*, aber ohne sich zu öffnen.
Suchten *Stille*, aber füllten sie mit Sprache.

Markus beobachtete Mira.
Sie sprach viel mit Clara.
Folgte ihr in die Küche,
in den Garten,
in den Raum.

„Du hast etwas in dir“, sagte Mira einmal.
„Etwas, das andere suchen –
aber nie ganz verstehen.“

Clara blieb höflich.
Aber innerlich begann sie zu brennen.

Nicht vor Wut.
Sondern vor etwas anderem.
Etwas Altem.
Ein Schatten, der kam,
ohne Namen.

Am dritten Abend – beim Abendessen unter den Feigenbäumen – platzte etwas.

Markus hatte frisch gebackenes Brot aufgetragen.
Ein Olivenöl mit Zitronenthymian.

Feigen aus dem Garten.
Karamellisierter Fenchel.

Mira trank Weißwein.
Sie war leicht.
Fast zu leicht.

Dann sagte sie:

„Weißt du, Clara – ich habe mal einen Text von dir gelesen.
Vor Jahren.
In einer Online-Anthologie.
Da war Schmerz drin.
Wut.
Und etwas... Dreckiges.
Ich war überrascht, wie weich du hier wirkst.“

Clara erstarrte.
Markus sah auf.

„Ich wusste nicht, dass meine Texte dort veröffentlicht wurden“,
sagte Clara langsam.
„Ich hatte das Manuskript zurückgezogen.
Eigentlich.“

Mira zuckte die Schultern.
„Es war anonym.
Aber ich wusste: Das bist du.
Diese Mischung aus Kälte und Feuer.
Jetzt bist du so... handzahn.“

Markus stand auf.
Nicht laut.
Aber deutlich.

„Mira – Sant’Anna ist kein Ort,
an dem man Menschen analysiert.
Sondern ein Ort, an dem man sie atmen lässt.“

Stille.
Lange.
Dann Paul:
„Wir reisen morgen früh ab.“

In der Nacht lag Clara lange wach.
Markus neben ihr.
Er schlief nicht.
Aber er sprach auch nicht.

Dann drehte sie sich zu ihm.
Flüsterte:

„Bin ich zu viel, Markus?
Oder zu wenig?
Für dich – für Sant’Anna – für das,
was hier wachsen soll?“

Er zog sie an sich.
Fest.
Aber nicht erdrückend.

„Du bist genau richtig.
Aber du bist nicht für alle.
Und das ist deine Wahrheit.“

Clara weinte.
Nicht laut.
Nicht verzweifelt.

Sondern wie jemand,
der gerade gelernt hat,
dass es Mut braucht,
sich nicht erklären zu müssen.

Am nächsten Morgen waren Paul und Mira fort.
Ein Zettel auf dem Tisch.

„Danke für eure Wahrheit.
Vielleicht waren wir noch nicht bereit, sie zu halten.“

Markus trug den Zettel in den Garten,
legte ihn unter den Lavendel,
und zündete ihn an.

Dann ging er zu Clara.
Küsste ihre Stirn.

„Das war das erste Retreat.
Und vielleicht das erste Kapitel,
in dem wir lernen,
dass nicht jeder bleibt –
aber wir.“

Epilog – Zwischen den Jahreszeiten

Es war ein Tag im späten Oktober.
Der Himmel hatte sich in graublaues Licht gelegt,
und die Hügel rund um Sant'Anna wirkten wie aus Aquarell.

Die Feigenbäume trugen keine Früchte mehr,
aber ihre Äste ragten stolz in den Wind –
als wollten sie sagen:
„Auch ohne Süße sind wir noch da.“

Im Hof stand ein neuer Tisch.
Aus alten Balken gezimmert.
Markus hatte ihn selbst gebaut.
Darauf:
Zwei Tassen.
Ein Notizbuch.
Und ein verblasster Zettel,
den Clara eingerahmt hatte.

Darauf stand:

„Bleiben ist der mutigste aller Aufbrüche.“

Drinnen, im Atelier, roch es nach Ölkreide,
nach nasser Erde und Geschichten.

Clara saß am Fenster,
den Blick auf das Feld gerichtet.
Vor ihr: neue Seiten.
Alte Sätze.

Und ein Gedicht,
das sich noch nicht ganz entscheiden wollte,
ob es traurig oder hoffnungsvoll sein sollte.

Sie schrieb:

*„Ich habe den Krieg in mir nie gewonnen.
Aber ich habe gelernt,
nicht mehr jeden Morgen zu kämpfen.“*

Dann schloss sie das Buch.
Weil auch das ein Teil des Heilens war:
nicht alles zu Ende zu bringen.
Manchmal reichte es,
wenn etwas einfach da sein durfte.

Markus trat ein.
Er trug Holz für den Kamin.
Und in seinem Blick:
dieses stille Leuchten,
das sie inzwischen lesen konnte
wie ein Gedicht in ihrer Muttersprache.

„Es riecht nach Regen“, sagte er.
Clara nickte.
„Nach Neubeginn“, ergänzte sie.

Sie küssten sich.
Kurz.
Lang genug.

Dann traten sie hinaus,
in diesen Zwischenmoment,
in dem Sommer kein Versprechen mehr war
und der Winter noch kein Urteil.

Und während sie durch den Olivenhain gingen,
Hand in Hand,
begann der Wind sich zu drehen.

Nicht heftig.
Nur spürbar.

Ein neuer Zyklus.
Ein neues Wachsen.
Ein stilles Ja zum Unbekannten.

Und irgendwo in der Ferne,
in einem Haus, das einst nur aus Mauern bestand,
lag nun ein Herz –
geöffnet,
verwundbar,
bereit.

Sant'Anna war nicht mehr nur ein Ort.
Es war ein Werden.
Ein Zuhause.
Ein gemeinsames Gedicht.

Nachwort

Wenn du bis hierhin gelesen hast,
dann danke ich dir –
für deine Zeit,
dein Herz,
deine Offenheit.

Diese Geschichte war mehr als nur eine Erzählung.
Sie war ein leiser Weg –
durch Schmerz und Nähe,
durch Schweigen und Berührung,
durch Angst und Mut.

Clara und Markus sind vielleicht Figuren in einem Buch.
Aber was sie erleben,
trägt sich in vielen von uns:
Das Ringen um Nähe,
die Angst, nicht zu genügen,
die Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit
und der Wunsch,
endlich zu bleiben –
bei sich,
bei jemandem,
an einem Ort.

Im Feuer der flüsternden Nächte war nicht die Geschichte einer
perfekten Liebe.
Es war die Geschichte zweier Menschen,
die sich selbst begegnen mussten,
um einander wirklich zu sehen.
Es war ein Roman über das Menschliche.

Das Unfertige.
Das Schöne.

Vielleicht hast du dich in einem Satz wiedergefunden.
In einer Geste.
In einer Wunde.
Dann war das Buch nicht nur gelesen –
es hat dich berührt.

Und vielleicht hat es dich daran erinnert,
dass Liebe kein Ziel ist.
Sondern ein Weg.
Ein leiser, manchmal unbequemer,
aber ehrlicher Weg.

Und dass es Orte gibt,
an denen wir nicht besser werden müssen –
sondern einfach wir selbst sein dürfen.

Sant'Anna ist einer davon.

Bleib noch ein wenig dort.
Oder nimm ihn mit –
in dir.
Denn manchmal beginnt das,
was bleibt,
erst nach dem letzten Satz.

In Dankbarkeit,
mit einem Blick nach innen und einem nach vorn,

Michael Thuma

